



H. Germ urb 1119<sup>2</sup>

# Chronik von Berlin,

oder

## Berlinsche Merkwürdigkeiten.

### Volksblatt.

---

103 und 104tes Stück.

Berlin, den 26. December. 1789.

---

---

## Tagebuch

des

### Königl. National-Theaters in Berlin.

(46te Fortsetzung.)

September. 1789.

Etwas über Frankenburgs Leben, Verdienste  
und Character.

Zu den Rollen, welche Frankenburg gespielt  
und man das vortigemahl Seite 66 und 69 schon  
angeführt hatte, gehören noch der Schreiber in  
der Heirath durch ein Wochenblatt und Sabrizio  
in der Frascatanerin. In diesem Character sah

Ⓞ

( 96 )  
ihn das Publicum nur einmahl und zwar den  
10ten Januar. Die Ursache rührte wegen Grei-  
be's Unpäßlichkeit her. Mit Vergnügen nahm  
ihn damahls das Publicum auf und wünschte, ihn  
öfters zu sehen.

Alles dieses bestätigt diejenige so lebenswür-  
dige Gefälligkeit, welche man in den letzten Stüs-  
cken schon berührt hatte. Bei solchen unerwartes-  
ten Vorfällen, wo ein Schauspieler Krankheit  
halber nicht auftreten konnte, machte sich Franz-  
Fenberg daraus ein wahres Vergnügen, wenn er  
seinem Neben-Schauspieler dienen konnte. Ich  
bin eben so gut Mensch, wie er, war sein  
Grundsatz: Was ich thue, befehlen mir Pflicht  
und Menschen-Liebe. Werde ich krank, so  
kann ich wenigstens hoffen, daß man eben-  
falls so gegen mich denken wird.

Diese edle Ehr- und Lehrbegierde, diese Frei-  
müthigkeit, diese sanfte Schonung und Gefällig-  
keit bleiben die ungeheuchelsten Zeugnisse seines  
Herzens. In den Grundsätzen der catholischen  
Religion war er zwar gebohren und erzogen; aber  
seine Handlungen, sein Benehmen, seine Gesprä-  
che verriethen nichts weniger als den einfältigen

destomehr aber den toleranten, vernünftigen, sehr aufgeklärten Catholiken. Er glaubte nicht nur ein höchstes Wesen, sondern war auch durch die Werke der Natur vollkommen überzeugt. So wenig er den buchstäblichen Religions-Verwandten spielte; eben so sehr haßte er alle diejenigen, welche über wahre Religion und Christenthum spöttelten. Wenn er ein gutes Werk verrichtete; so war der Grund nicht in seiner Religion, sondern einzig in seinem so antheilnehmenden Herzen zu suchen. Lasset uns Gott lieben, rief er einmahl rasch aus, als man sich wunderte, daß er selbst schlechtdenkenden Menschen Wohlthaten beweisen könne; Lasset uns Gott lieben, denn er hat uns zuerst geliebt! Lasset die Menschheit lieben! Dadurch können wir dem Wesen aller Wesen näher kommen;

Welcher wahre Welt-Weise wird sich, diese Sätze umzustößen, unterstehen?

In dem Umgange war er einer der unterhaltendsten Männer. Durch Anekdöten, Witze, Satiren und durch die unschuldvollsten Scherze war er fähig, bei der größten Gesellschaft die Langeweile zu verscheuchen. Wer ihn zum erstenmahl

sah, mit ihm einige Zeit umging; gewann ihn ge-  
 wiß lieb. Er vergalt Scherz mit Scherze, Satire  
 mit Satire. Er kannte genau die Gränzen der  
 Wohlstandigkeit und übertrat sie in fremder,  
 oder in Gegenwart der Damen niemahls. Zu  
 seiner angenehmen Unterhaltung kam noch dieses  
 hinzu: daß seine Wiße, Scherze und Anekdötchen  
 nicht alltäglich waren, daraus folgte, daß er nie-  
 mahls den Witzling mit Vorsatze spielte, und dar-  
 durch, wie bei manchen der Fall ist, den sogenann-  
 ten Gelehrten vorstellen wollte. So unterhaltend  
 er von dieser Seite war; eben so unterhaltend fand  
 man ihn von der ernsthaften Seite. Nicht nur  
 als Tonkünstler, sondern auch in andern Fächern  
 war er sehr zu Hause. Als Tonkünstler hatte er  
 viele Schule. Seine musicalische Präcision und  
 Declamation, sein deutlicher Vortrag brauchen  
 keine Lobredner. Er fühlte, was er sang und war  
 mit einem Worte der Sänger für das Herz. Als  
 Schauspieler leistete er, wie schon berührt wurde,  
 noch nicht das, bemühte sich aber, immer weiter  
 zu kommen. Indessen hatte er auch als Schau-  
 spieler ein gewisses Verdienst. Er übertrieb die  
 unmischen Charactere auf keine ekelhafte Art, wie

sie leidet so oft übertrieben werden. Dafür nahm er sie trockener. Sein Dorist, Osmin u. s. w. sprechen für ihn.

Außer seiner Mutter Sprache verstand er auch die lateinische, die französische, vorzüglich die italienische. Letztere war ihm aber so geläufig wie die deutsche. Zugleich liebte er sehr die Lectüre, bildende Künste und Wissenschaften. Geschichte schätzte er. Gute Gedichte las er nicht nur oft, sondern er lernte auch manche zur Schärfung seines Gedächtnisses auswendig. Seine Schreibart war ziemlich grammaticalisch richtig. Als Componist machte er ebenfalls Versuche. Er setzte dieses und jenes Liedchen mit keinem unglücklichen Erfolge. Man ermunterte ihn gelegentlich, eine Sammlung seiner in Music gesetzten Lieder herauszugeben. Zu dem Ende schlug man den Weg der Pränumeration vor und man versicherte ihm, eine solche Zahl zusammen zu bringen, mit welcher er könnte zufrieden seyn. Um so weniger würde dieses Plänchen fehlschlagen, weil ihn das Publicum kenne und seine musicalische Talente schätze. — Eben, erwiederte Frankenberg, weil ich mir schmeichle einige Aufmerksamkeit bei dem

Publico erhalten zu haben, eben deswegen kann ich dieses Anerbieten nicht annehmen. Die Tonkunst hat mit der Dichtkunst einerlei Schicksal. Wer einige Verse gelesen hat, glaubt auch welche zu machen. Setzt sich alsdann hin, reimt und befördert seine Schmiralien zum Drucke. Eben so geht es mit der Tonkunst. Wer einige Stückchen spielen und einen Ton in den andern mechanisch zu versetzen versteht, glaubt, er könne componiren. Gleichfalls bei dem Theater. Wer eine Fertigkeit auf einem musicalischen Instrumente erreicht hat, ein Duett, oder Terzett accompagniren kann, besitzt schon so viele thörichte Eigenliebe die Stelle eines Musicdirectors zu behaupten. Lieber Apoll, fuhr Frankenberg fort, wäre ich doch das, was solche Menschen glaubten zu seyn! So weit werde ich es in meinem Leben nicht bringen. Da ich nun dieses weiß, da ich überzeugt bin, daß ich solches musicalisches Talent nicht besitze: so habe ich zu große Achtung gegen das Publicum, als dasselbe mit meinen musicalischen Jugend: Sünden heimzusuchen. In meinen

Nebenstunden überlasse ich mich zwar der musicalischen Laune, überlasse mich so ganz meinen Empfindungen, schreibe sie auf, spiele und singe sie meinen Freunden vor, aber solche unbedeutende Kleinigkeiten öffentlich bekannt machen, daraus wird nichts! —

Franckenberg hielt ehrlich Wort. Er beförderte nichts zum Drucke. Besuchten ihn hingegen Freunde und baten um einige Arien, so war er bei der Hand und vertrieb ihnen singend die Zeit. Daraus folgt, daß er nicht, wie so viele andere Künstler, stolz und eigennützig war: daß er sich freute, wenn er seinen Freunden ein Vergnügen machen und daß er alles, was er beitragen konnte, mit dem redlichsten, uneigennützigsten Herzen that.

Als Mensch hatte er eben so gut, wie jeder, seine Schwächen und Leidenschaften. Fragt man uns auf Gewissen, was seine Haupt-Leidenschaft war; so unterstehen wir uns dieses nicht zu behaupten. Von der edeln Seite betrachtet, blieb es die Tonkunst: von der schwachen Seite aber trafen Verhältnisse dazu, mithin fällt die Gewißheit weg. Da wir indessen oft um ihn waren, so wollen wir auch hlerin aufrichtig dasjenige, welches wir be-

merkten, niederschreiben. Haß und unedles Verlangen, Begierde seinen Nächsten zu schaden, lagen in seinem Character nicht. Eben so wenig Rache. Wir könnten einige Beispiele erzählen, wo er Wohlthaten und Freundschaftsdienste bewiesen hatte und dafür mit größtem Undanke belohnt wurde. Nicht lange darauf ereigneten sich die Fälle, daß er gleiches mit gleichem vergelten und dem Undankbaren eben so sehr wieder schaden konnte; Frankenberg aber that es nicht, sondern überließ ihn seinem Schicksale. Eine gewisse Melancholie schien nach und nach in seinem Herzen die Oberhand zu behalten.

Oft fand man ihn einsam und seufzend. Selbst bei seinen Freunden vergaß er sich zuweilen und seine sonst heitere Laune verwandelte sich in Schwermuth. Fragte man ihn, wollte man sein Herz beruhigen, ihm Linderung seines heimlichen Kummers verschaffen; so antwortete er nichts, als: Ich bin unglücklich. Ich muß fúnfe gerade seyn lassen: Die Hände sind mir gebunden. Ich muß mich leidend verhalten! — — Mehrmahls hörte man diese Ausrufungen aus seinem Munde. So sehr man sich auch Mühe gab, die,

sen Stein von seinem Herzen zu wälzen, so war es aller Mühe ungeachtet, doch nicht möglich. —

Ans dem Spiele machte er sich gar nichts. Bei einem Glase Wein suchte er oft seine traurige Laune zu verscheuchen. Er trank aber mäßig. Niemahls betrat er die Gränzen eines Säufers.

Als Ehemann hatte er einen sehr herben Stand. Die kränkliche Verfassung seines Weibes schmälerte seinen sonst nicht unbeträchtlichen Verdienst oft dergestalt; daß er, ob er gleich sonst als ein guter Haushälter bekannt war, niemahls aus Schulden herauskam. Eben dieses machte ihm manchen Kummer. Frankenberg besaß Ehrgeiz. Er kannte seine unglückliche Lage und wußte, daß er ihr nicht leicht abhelfen konnte. Seine Liebe für sein Weib war unbeschreiblich. An Pflege und Warte ließ er, so viel in seinen Kräften stand, nichts abgehen. Die Aerzte handelten zwar als Freunde, aber die Apotheke bleibt bekanntlich die unangenehmste und theuerste Küche. Behaupten kann man, daß er seinem Weibe alles aufopferte.

Die Zufriedenheit zu erhalten, that er manches, welches er sonst nicht würde gethan haben.

Er betrug sich mit einem Worte als der zärtlichste, nachgebendste, gefälligste und leidenvollste Ehemann.

Im vergangenen Frühlinge dieses Jahres, ließ er sein kränkliches Weib aus Mainz nach Berlin kommen. Wer nur die geringste Gelegenheit hatte, in seiner Gesellschaft zu seyn, wird wissen, ob wir richtig geurtheilt haben.

In seinem Ehestande zeugte er fünf Kinder. Vier starben, das älteste aber, eine Tochter von ungefähr acht Jahren, blieb am Leben. Sie hat in der Gesichtsbildung viel ähnliches mit ihrem Vater und erhält sie eine gute Erziehung, so kann, wegen ihres unverdorbenen Herzens, eine brave Mutter aus ihr gebildet werden. Ohne erst es zu behaupten, kann sich jeder leicht vorstellen, daß Frankenberg ebenfalls ein zärtlicher, treusorgender Vater war. Er liebte sein Kind über alles und suchte es zu einer künftigen nützlichen Bewohnerinn zu bilden.

(Der Beschluß folgt.)

---

Plantlaquatlapatli's Zeitung.

Der entlarvte Phylidor,

als

Schwarzkünstler, Geister-Citirer, und  
Charlatan.

(Beschluß.)

(Man sehe im vorigen Stücke Seite 87.)

Während dessen, daß sich Phylidor in Berlin aufhielt und durch seine blendende Gauckeleien viele Friedrichsd'or einzustreichen glaubte, veräumte er unter der Hand keines Weges, seinen schwarzkünstlerischen Künsten einen gewissen Anstrich zu geben, und sich in den Ruf eines wahren Hexenmeisters zu setzen. Einige Stückchen zum Andenken.

Phylidor schleckte, nachdem er sich vorher einseissen ließ, den Barbier hinaus, seinen Bedienten zu rufen. Indessen hatte er seine Maschine schon in Bereitschaft. Schnell nimmt er den ihm ähnlichen Kopf von Wachs vor sich und sitzt, als der Barbierer wieder erschien ohne Kopf da. Natürlich erschrak dieser, machte ein ordentliches Zedergeschrei und eilte zu der Thüre hinaus. Phylid-

Dor brachte darauf seine Maschine bei Seite und saß natürlich wie zuvor. Der Barbierer kam mit andern Personen zurück und fand Phylidor in der alten Stellung. Der Barbierer verwunderte sich, rasierte, ging weg und verbreitete das Gerücht; Phylidor hatte seinen Kopf auf den Tisch gesetzt und sich selbst rasirt. Er hätte es gesehen und könnte es beschwören. —

Bei einer Dame, welche in der Nachbarschaft der Madame Pahl wohnte, und eine französische Pension hatte, wurden Kleider gestohlen. Sie ging zum Wundermann Phylidor und hohlte Rath. Dieser befahl (denn dieses war sein Lieblings-Ausdruck) ihrem sämmtlichen Hausgesinde anzuzeigen: daß er denjenigen, welcher die Kleider entwendet hätte Zeit seines Lebens unglücklich machen würde, wenn er sie nicht wieder herbeschafft. Die Dame that es; und die Kleider waren den künftigen Morgen wieder da, wo sie gelegen hatten. Gegen dieses Stückchen würde man, wenn sonst Phylidor keine dumme Streiche gemacht hätte, nichts dawider einzuwenden haben. Weil die Kleider wieder herbei kamen, so hielt man Phylidor für einen allwissenden großen Mann.

Tlantlaquatlapatli aber findet dieses Stückchen sehr natürlich. Bei den abergläubischen Leuten stand einmahl Phylidor als ein echter Hexenmeister in dem Rufe. Derjenige, welcher die Kleider entwandt hatte, vermuthete, daß wenn die Kleider nicht das Licht mehr erblickten, er wirklich durch Phylidor sehr unglücklich würde. Mit ihm kroch er zum Creuze, fürchtete sich vor der Strafe und reinigte sich von seinem Diebstahle.

So weit aber denken viele Menschen nicht, Sie bleiben einmahl dabei. Phylidor ist ein außerordentlicher Mann und besitzt geheime Gaben, denn wie wäre es sonst möglich, daß ein solcher Diebstahl entdeckt werden könnte. Doch weiter.

Seine ehemalige Wirthinn überredete Phylidor: er könne sie in ein Thier, in welches er wolle, verwandeln. Die Frau Hexenmeisterinn Phylidor versicherte eben dasselbe mit dem Zusatze: daß ihrem Manne dieses eine wahre Kleinigkeit wäre. Sie hätte schon gesehen, daß ihr Mann den größten Menschen in einen Floh, Laus, Wanze u. s. w. die kleinsten Menschen aber in einen Elephanten, Wallfisch, Cameel u. s. f. verwandelt hätte.

Zu Phylidor kam ein Mann und bat ihn, doch zu helfen. Es wäre ihm angethan, daß er arm und sehr unglücklich seyn müsse. Phylidor gab einige Tropfen und befahl ihm: den Rock zu verkaufen und einen andern zu kaufen, fleißig zu beten und zu arbeiten mit der Versicherung; es würde ganz gewiß helfen. Zugleich schwur ihm Phylidor zu: daß, wenn er ihn wieder sehe, er reicher und glücklicher seyn würde.

Einem Barbier-Gesellen wurden seine Barbier-Messer gestohlen. Dieser hielt für das Beste, wenn er es dem Phylidor entdeckte. Denn dieser würde sie ihm ganz gewiß wieder verschaffen. Allein Phylidors Allwissenheit nahm hier ein Ende mit Schrecken. Denn er konnte sie nicht wieder herbei schaffen. Auch mußte er eiligst darauf aus Berlin.

Verschiedene Leute hatte er zu glauben beredet: daß, wenn er ihnen 3 oder 4 Nummern sagen würde, er sie dadurch ganz glücklich machen könne: — O heilige Einfalt! denkst du denn daran nicht, daß, wenn Phylidor diese Gabe besäße, er zuerst bei sich selbst anfinge! Merkwürdig bleibt es, daß dieses dumme Zeug, Personen glaubten,

welche auf Welt, Erfahrungen, Kenntnisse u. s. w. Anspruch machen. Nu, nu! Die klügste Henne legt bisweilen ihr Ey neben das Nest.

Tlantlaquatlapatli könnte noch mehrere Phylidorische Geschichtchen erzählen, allein die Leser nicht zu ermüden, mag es für diesemahl genug seyn. Ein jeder wird aus dem, was gemeldet wurde, leicht erkennen können, was Phylidor für seinen Character und für Kenntnisse besaß. Daß solche Menschen dem Staate sehr schädlich sind, wird kein vernünftiger bezweifeln: und daß das Betragen des Berlinschen Polizeidirectorii, diesen Menschen so bald als möglich zu entfernen, sehr weise war, bleibt eben so entschieden.

Phylidor ging von Berlin nach Sachsen. Etliche Monate darauf las man in dem Hamburgschen unpartheiischen Correspondenten vom 8ten Julius No. 108 folgende.

### Nachricht.

„ Da man durch einige öffentliche Blätter das  
 „ Publicum benachrichtiget hat, als hätte ich mich  
 „ während meines Aufenthalts in Berlin gegen ei-  
 „ nige Standespersonen anheischig gemacht, wirk-

„liche Geister beschwören zu können. Daher finde ich  
 „mich genöthiget dies falsche ausgebreitete Gerücht  
 „hiedurch öffentlich zu widerlegen und versichere,  
 „daß ich niemahls Geister beschworen habe, noch  
 „jemahls beschwören werde, und habe mich auch  
 „niemahls gegen einen Sterblichen hören lassen,  
 „daß ich mit dergleichen Wundergaben ausgerüstet  
 „bin, sondern bloß das habe ich jederzeit gezeigt  
 „und zeige es noch, wie und auf was Art es mög-  
 „lich ist, seinen Nebenmenschen zu täuschen, durch  
 „welche Mittel sich schon viele das Ansehen gege-  
 „ben und noch geben mit übernatürlichen Wun-  
 „derwerken begabt zu seyn; daß ich aber die Täus-  
 „chung bis zum höchsten Grad der Wirklichkeit  
 „zu bewerkstelligen im Stande bin, gesteh ich und  
 „erst kürzlich in Dresden in Gegenwart Sr. Chur-  
 „fürstl. Durchl. und Höchstdero ganzen Durchl.  
 „Familie meine Probe abzulegen, die Gnade  
 „hatte. Es haben auch Höchstdieselben geruht,  
 „meine Darstellungen, die ich keinesweges für  
 „übernatürlich halte, sondern bloß für die Kunst,  
 „welche es wirklich ist, mit dem gnädigsten Bei-  
 „falle aufgenommen. Dresden, den 24. Juni 1789.

Phylidor."

Die

Die öffentlichen Blätter welche Phylidor in seiner Nachricht anführt, können keine andere seyn, als entweder die Berliner Monats-Schrift, oder gegenwärtiges Blatt.

Die Aufsätze in der Monats-Schrift rührten bekanntlich von würdigen Männern her. Von diesen nannten sich der Freiherr Baron von der Reck. Wer nur einigermaßen diese Person kennt, wird wissen, daß sie ebenfalls zu viele Achtung für das Publicum hat, als dieses mit Unwahrheiten zu hintergehen. Dessen ungeachtet begeht Phylidor die Unverschämtheit und zeigt öffentlich an: er habe niemahls Geister beschwören wollen. Vor dem Cassee unterstand er sich doch! Daß er sich mit dem Beifalle des und jenen Publici prahlt, beschöniget seine Herereien nicht. Auch die Gnade, welche ihm Se. Churfürstl. Durchl. in Dresden soll bewiesen haben, spricht eben so wenig für ihn. Hätte Phylidor ebenfalls solche Geister Geschichten veranstaltet; so würde man ihm ebenfalls sehr bald den Weg weiter gezeigt haben. Daß er übrigens seine Kunst lobt, verdankt ihm zwar Tlantlaquatlapatli nicht, denn jeder Kaufmann lobt seine Waaren. Hier aber in Berlin, welches so viele

Kenner in der Physic, Mechanic, Optic u. s. w. aufzuweisen hat, kann man versichern: daß auch nicht einer war, welcher die Phylidorschen Gegenstände nur für halb mittelmäßig gehalten hätte. Ein Glück für ihn, wenn er Leute findet, welche seine Puschereien bewundern. Ein Unglück für die Menschheit aber wäre es, wenn wir in der Kunst, unsere Nebenmenschen zu täuschen, nicht weiter gekommen wären, als wirklich Phylidor gekommen ist. Und nun — genug von diesem täuschenden Herrn!

### Drei spitzbübische Wechsel, Kniffe.

#### Nummer 1.

Omikron ist laut eines Wechsels einem rechtschaffenen Manne, welcher ihm ohne Interesse das Geld geliehen hatte, 600 Thaler schuldig. Der Termin zur Zahlung rückt heran. Ein Paar Tage zuvor schicket Omikron zu seinem Gläubiger und läßt ihn bitten: der Herr möchte den Wechsel mitbringen. Er wollte ihn bezahlen. Der Gläubiger kommt. Omikron befand sich allein in seinem Zimmer, bewillkommte ihn, macht Freundschaftsversicherungen und fragt endlich: ob er den Wech-

sel bei sich habe? Er wollte ihn bezahlen. Der Gläubiger bejaht die Frage und gibt ohne Bedenken den Wechsel. Omikron nimmt ihn, geht mit ihm in die Kammer, tritt wieder aber ohne Wechsel heraus und beginnt ein neues alltägliches Gespräch vom Wetter, von Stadt-Neuigkeiten u. s. w. Diese Unterredung dauerte ungefähr eine halbe Stunde. Endlich unterbricht sie der Gläubiger und spricht: Er müsse nunmehr nach Hause und er bäte sich gehorsamst seine Bezahlung aus. Wozuf? rief Omikron. — Für ihren Wechsel, welchen ich ihnen gegeben habe, u. s. w. — Sie mit einem Wechsel? Ich bin ihnen niemahls etwas schuldig gewesen!

Der Gläubiger erhob natürlich so ein Zetergeschrei an, daß die ganze Nachbarschaft aufrührisch wurde, spricht von Spitzbübereien, schimpft ihn einen niederträchtigen Betrüger und Räuber nach dem andern. Omikron erwiederte die Schimpfreden so gut er konnte. Weib, Kinder, Gesinde kamen dazu. Nun endigte sich die Scene mit einer Art von Haar-Collation! — Könnte der Gläubiger seinen Vorfall beweisen, so marschirte Herr

Omikron in das Gefängniß, allein ohne Zeugen, ohne Documente, was will der Gläubiger anfangen? —

### Nummer II.

Omega kam zu einem Banquier und meldete ihm, daß er in Geschäften nach Holland müsse, dazu brauche er 50000 Thaler. Weil er sich mit so vielem Gelde nicht schleppen möge; so wolle er ihm diese Summe auszahlen. Dafür bäte er sich gegen die gehörige Provision Wechselbriefe aus, welche er in Holland heben könnte. Der Banquier erfüllte das Begehren und schrieb sogleich an seinen Correspondenten nach Amsterdam, daß er die Wechsel auszahlen solle. Omega verstand die Kunst, die Hände sehr gut nachzumahlen. Zu dem Ende setzte er sich zu Hause hin, mahlte des Banquiers Wechselbriefe nach, gab sie einem seiner Spießgesellen und schickte ihn damit nach Holland, die 50000 Thaler einzucassiren. Während dessen verfügte sich Omega wieder zu dem Banquier, entschuldigte sich, daß er wegen unvorhergesehene Verhinderungen vor einem Vierteljahre nicht abreisen könne, ersuchte ihm um die Zurück-

gabe des Geldes, und verspricht ihm zugleich für seine Bemühung einigen Rabatt. Der Banquier ging den Handel ein; zog seine Procente ab, und zahlte die 50000 Thaler heraus. Natürlich schrieb mit dem nächsten Posttage der Banquier an seinen Correspondenten wieder, daß diese Wechsel nicht einlaufen würden. Der Brief kam an, aber zu spät. Omega's Spießgesell hatte schon die Gelder gehoben und sich sogleich aus dem Staube gemacht.

Der Banquier wollte bei der Nachricht seines Correspondenten in Ohnmacht sinken. Sogleich ließ er Omega auffuchen. Aber keine Spur konnte man entdecken. Denn nach dem Empfange der Gelder hatte er sich gleichfalls die Freiheit genommen, so schnell als möglich unsichtbar zu werden, und vermuthlich mit seinem Spießgesellen diese Spitzbüberei zu theilen.

### Nummer III.

Plusol lebte mit Isaschar Ezechiel Neufelsberg auf einem sehr freundschaftlichen Fuße. Hatte der eine Geld; so fehlte es dem andern nicht. Hatten sie beide keins, so schaffte jeder so viel er konnte, und meistentheils wurde Rath. Unter andern

Geschichten, verdient folgendes vorzüglich aufgezzeichnet zu werden. Nepsfelberg stellte an Plusol einen Wechsel von 960 Thalern auf 6 Monate zahlbar aus, und unterschrieb sich Isaschar Daniel Nepsfelberg. Nach Verfließung einiger Monate ging Plusol zu einem Wechsel; Juden und stellte ihm vor, daß er Geld brauche,

Er hätte hier einen Wechsel an Nepsfelberg, er sey aber noch nicht zahlbar. Ob er ihm nicht die Freundschaft beweisen und ihn gegen den gehörigen Rabatt den Wechsel abkaufen wollte. Der Jude bat sich Bedenkzeit aus, verfügte sich also dann zu Nepsfelberg und fragte ihn: ob er den Wechsel, welchen Plusol von 960 Thalern in Händen hätte, für gültig erkenne? — Ja, antwortete Nepsfelberg. Plusol ist der rechtschaffenste Mann, welchen ich kenne. — Ich soll den Wechsel an mich kaufen, fuhr der Jude fort. — Da thun sie recht, erwiederte Nepsfelberg. Der Jude zahlte darauf dem Plusol die 960 Thaler aus und nahm dafür den Wechsel in Empfang. Von dieser Stunde an wurden der Jude und Nepsfelberg ebenfalls wahre Freunde. Fast täglich kamen sie zusammen, aßen, tranken und vergnügten sich.

Da indessen die Zeit zu der Bezahlung des Wechsels herannahete; so ließ Nepfelberg in die öffentlichen Nachrichten setzen: Weil sich es verlauten ließ, daß verschiedene Wechsel mit seines Namens Unterschrift in dem Publico herumgingen, so erklärte er hemit, daß er keinen für gültig erkenne. Der Jude las diese Anzeige, verfügte sich zu Nepfelberg und fragte ihn: Er hätte heute die Anzeige von ihm gelesen, er hoffe doch nicht, daß sie ihn ebenfalls gelte? Nepfelberg (sich ganz fremd stellend). Was wollen Sie? Wer sind Sie denn?

Jude. Eben der, welcher die 960 Thaler bezahlt hat, und sich dieselbe von ihnen wieder ausbiten wird.

Nepfelberg. (immer fremd) Was wollen Sie? Ich, ihnen diese Summe schuldig? Das wäre sonderbar! Ich habe sie ja in meinem Leben nicht gesehen. Wie kann ich sie also kennen? Der Jude glaubte noch, daß es Spaß wäre und antwortete: er möchte sich doch nicht so stellen. Sie wären ja alle Tage beisammen gewesen, hätten als Brüder gelebt u. s. w. Nepfelberg blieb dabei; daß er ihn gar nicht kenne und noch weniger von einem Wechsel etwas wisse. — Nach der Verfall-Zeit des

Wechsels schritt man zur Klage. Nepselberg erwiederte: er hieß Isaschar Ezechiel Nepselberg wie das Kirchenbuch bezeugen müsse, und nicht Isaschar Daniel: für das zweite hätte er, so bald er von Wechseln gehört, jedermann öffentlich dafür gewarnt, folglich sey er nichts zu bezahlen schuldig. — Nach dem Wechsel-Rechte verlor der Jude die Summe. Einige Tage darauf ging er zu seinem Vater und erzählte ihm des Sohnes Betragen. — Zi, antwortete der alte Gauner, das ist freilich ein häßlicher Streich, aber so einen ist mein Ezechiel gar nicht fähig. — Können sie dieses behaupten? — Allerdings! denn ich bin Vater, ich hab ihn gemacht, muß es also am besten wissen!

Aus diesen drei Geschichten erhellt, wie weit die Niederträchtigkeit der Menschen gehen kann! Wie oft es Fälle gibt, vor welchen sich der durchdringendste, erfahrungsvollste Mann nicht hüten kann. Wenn solche Menschen ihre Talente zum allgemeinen Wohle anwendeten: Könnten sie nicht sehr viel Gutes stiften?

---

mens. 1000. 1771. 1772. 1773. 1774. 1775. 1776. 1777. 1778. 1779. 1780. 1781. 1782. 1783. 1784. 1785. 1786. 1787. 1788. 1789. 1790. 1791. 1792. 1793. 1794. 1795. 1796. 1797. 1798. 1799. 1800.

## Der Kobold in der Hamburger-Strasse.

Seit 14 Tagen ging in Berlin das Gerücht: Ein Kobold befände sich in einem Hause in der Hamburger Strasse, mache Tag und Nacht Lärmen und beunruhige die Nachbarschaft. Theils ließ er sich als ein Feuer-Strahl, theils als eine Kugel sehen. Auf die Frage: Was er hier thäte? antwortete er: er wäre gekommen und müßte helfen, und er könne alles. — — Gut, hieß es, so bring mir Geld! — Das kann ich nicht, versetzte der Kobold: aber Nahrung will ich dir bringen und des dummen Zeugens mehr.

Daß Märchen im Volke herrschen, sich fortpflanzen, geht sehr natürlich zu: daß aber Leute, die auf Gelehrsamkeit und gesunde Vernunft Anspruch machen, solche Volks Narrenspotten, welche offenbar nichts als Aberglauben und Dummheit verrathen, doch für wahr halten können; solches scheint ganz unbegreiflich. Ein sicherer Beweis, daß sie an ihrem Verstande sehr krank liegen.

Tlantlaquatlapatli, welchem, wie das liebe Publicum schon weiß, sogleich von den meisten Vorfällen Bericht abgestattet wird, könnte diese

vorgefallene Kobolds: Geschichte ebenfalls so ziemlich genau erzählen, will aber solche alte Vorfälle nicht aufrühren. Indessen doch so viel. Eigennutz und Politic bringen oft die geringste Menschen auf solche Wege, wodurch sie einen oder den andern Vortheil zu erreichen hoffen. Eben dieselbe Fälle mögen hier eintreffen. Das Ende war, daß der Monsieur Kobold ausging, wie ein Licht.

Schlimm ist es, sagte bei dieser Gelegenheit ein sehr würdiger Mann: daß man noch bei uns an solche Albernheiten, Aberglauben und dergleichen Dinge glaubt. Freilich ist es schlimm, dachte Tlantlaquatlapatli, aber doch alles sehr natürlich. Groß bleibt der aufgeklärte Theil des Publici, der Theil des unaufgeklärten hingegen noch weit größer. Daher kömmt es, daß der aufgeklärte so versteckt bleibt und sich nach und nach in der Volks-Menge verliert.

Bekanntlich ist nach der Geisterlehre ein Kobold eine gewisse Gattung Mittelgeister, welche keinen Menschen Schaden zufügen, wenn sie auch schon beleidiget wurden. In dem Gegentheile leisten sie allerlei Dienste, sind außerordentlich gefällig, und suchen oft durch seltsame Possen die Zeit

zu verkürzen. — Dieses ist alles was sich etwa von diesem Gegenstande angeben läßt. Daß ohnehin sich alles auf Märchen gründet, bleibt ausgemacht. Daß solche Märchen sich fortpflanzen, geht natürlich zu. Denn die Aeltern erzählen es ihren Kindern u. s. w. Zu der Verringerung solchen Aberglaubens könnten die teutschen Schulhalter sehr viel beitragen. Statt daß mancher seine Kinder auf einmahl buchstabiren läßt, sollte er ihnen lieber solche Gegenstände bisweilen zergliedern und ihnen begreiflich machen: daß sie nichts als Märchen sind. Würden auf diese Art Furcht und Aberglauben nicht sehr vermindert werden?

### Volks-Urtheile über den berüchtigten Straßen-Räuber und Mörder Lenz.

(Beschluß.)

So übereilt alle diese Urtheile sind, eben so übereilt war die Nachricht, welche man in dem Hamburger unpartheiischen Correspondenten No. 197 unter der Aufschrift: Aus dem Brandenburgischen vom 8ten December las. Daß neulich das Urtheil des Post-Räubers Lenz zur Vollziehung an den König abgegangen

und dahin ausgefallen wäre: daß ihm die Hand abgehauen und er von unten auf gerädert werden sollte.

Noch weiß Tlantlaquatlapatli von allen diesen Vorfällen nichts: dieses aber mit desto mehrerer Gewißheit: daß die Criminal-Acten geschlossen sind, daß Lenz einen würdigen Mann zum Defensor erhalten hatte; und daß drei würdige Männer des Cammergerichts die Urtheile abzufassen haben. So bald diese von dem Königl. Cammergericht bestätigt sind; so kommen sie an das Königl. Ober-Tribunal-Departement. Von da nach dem Groß-Canzler und Sr. Königl. Majestät: Von da wieder an das Königl. Post-Amt zurück. Alsdann erfährt man erst die Gewißheit, was Lenz für eine Strafe zu gewarten hat.

Nach den Gerüchten, daß Lenz so schlecht in seinem Gefängnisse behandelt, daß er nicht reinlich gehalten, folglich von dem Ungeleser zernagt würde, daß er kein ordentliches Essen und Trinken bekäme, allen diesen Gerüchten kann man mit Gewißheit widersprechen und versichern, daß es gerade das Gegentheil ist: daß er die gehörigen Speisen bekommt, daß man ihn in den Freistunden herum-

führen und ihn frische Luft schöpfen läßt. u. s. w.

Dieses wäre also wieder ein Beweis, wie leicht mancher Mensch immer das Schlimmste auch ohne Ueberzeugung zu glauben geneigt ist. Fällt übrigens etwas vor, an welchem die Göttinn Lüge keinen Antheil hat; so darf sich das Publicum darauf verlassen, daß man es sobald als möglich vorzutragen wird.

### Nachschrift.

So eben läuft die Nachricht ein, daß das Urtheil von dem Königl. Cammer-Gerichte gesprochen und an das Königl. Postamt abgesandt worden wäre. Einige im Publico behaupten schon: daß Lenz auf einem Schinderkarren in einer Kuhhaut eingewickelt nach dem Hochgerichte gefahren und alsdann von unten herauf gerädert werden soll. — Hierbei erinnert Tlantlaquatlapatli nichts, als es bleibt bei der Abrede.

### Der Berlinische Christ-Markt.

Freilich wäre es Jammer Schade, wenn man nicht, wenigstens etwas von dem Berlinischen Christ-Markte berührte. Die vielen Buden, Lichterchen, den Geruch der Pfefferkuchen, Püppchen, Trompeten und Trommeln u. s. w. geben, gar eine treffliche Augenweide. Diese wird dadurch, weil gegenwärtig die Witterung so gelinde wie im Früh-

jahre ist, vermehrt. Natürlich ist der Zuspruch der Zuschauer desto beträchtlicher. Im künftigen Stücke wird man dasjenige, welches der Aufmerksamkeit werth war, mittheilen.

### Der pohlische Juden-Schächter und seine christliche Anonima aus Sachsen.

Ein Sendschreiben an den Herausgeber.

Heil unserm jetzigen Jahrhunderte! Aufklärung verbreitet sich immer mehr bei der jüdischen Nation. Fast hätte ich das Herz mich bei Ihnen zu verbürgen, daß wir binnen zwanzig Jahren keinen Juden mehr mit einer Pudelmütze und einem langen Barte sehen werden. —

Verzeihen Sie, würdiger Mann, diesen Eingang. Sie gaben sich so viele Mühe über jüdische Aufklärung, über die Unverschämtheit des Hamburgschen, Altonaerschen und Wandsbeckischen Rabbiners Raphael Ochsel zu schreiben, dessen ungeachtet gab es da und hie solche Talmudische Herrchen, welche Raffels Brocken gleichsam verzögterten. Dessen ungeachtet vermindern sich Raffels Anhänger nicht in dem Geringsten. Lesen Sie hier folgendes Geschichtchen und nehmen sie es zu einem Beweise an; daß der Verräther nie schläft.

Ein polnischer Juden:Schächter hatte mit seinen verdrehten Augen manchen Orthodoxen ein Näschen angedreht. Die Figur dieses Schächters hatte wirklich im Vorbeigehen gesagt, etwas Bärenartiges und verdiente eben so wohl wie Raffel Ochsel in Kupfer gestochen zu werden. Lange schon spielte er den wahren Heuchler, machte, wenn er einem Ochsen die Gurgel abschnitt, solche Segensprüche, daß man glauben sollte, er wäre der aller religiöseste Mensch in seiner Handthierung.

Eben dieser Polacke hielt sich heimlich ein Mann:selchen Anonima aus Sachsen und gab sie für seine Aufwärterinn aus. Man nahm dieses für wahr an. Merkte auch einer oder der andere etwas, so blieb es doch, wenigstens vor der Hand, noch verschwiegen, da aber so etwas selten verborgen bleibt; so traf den Polacken gleiches Schicksal und hatte die Ehre in seiner völligen Schwäche dargestellt zu werden.

Einige jüdische Dienst:Mädchen, welche sich Hühner, Gänse u. s. w. von diesem Polacken wollten schächten lassen, bemerkten sehr deutlich daß zwischen ihm und seiner Aufwärterinn eine gewisse Simpatie herrsche. In allen jüdischen Dienstmädchen:Versammlungen lispelten sie sich einander diesen Argwohn zu: einige behaupteten so gar, den

Schächter mit der Aufwärterinn in puris naturelibus gesehen zu haben. Indessen blieb alles dieses noch Gefinde Geschwätz. Doch näher zu der Sache.

Ein jüdisches Dienstmädchen hatte, ehe sie zu ihrer Herrschaft kam, einen Zutritt bei diesen pohlischen Knaben. Da es aber oft manches sah, welches schlechterdings ihre Religion nicht erlaubte, so murrte es heimlich darüber. Die schlaue christliche Sächsin merkte dieses, stellte sich aber, ob es schon ihre pohlische Beute zu verlieren fürchtete, doch so, als ob es von gar nichts wisse. Während dessen erhielt das jüdische Dienstmädchen eine Herrschaft und führte sich, wie die Herrschaft versicherte, sehr ehrlich auf.

Vor einigen Wochen kam es zu dem Schächter und wollte ihm im Vorbeigehen etwas sagen. Das Mädchen ging im Hause herum, öffnete die Thüre, suchte, fand aber niemand. In dem Augenblicke, als es zur zweiten Thüre hineingehen wollte, kam Mamsell Anonima wie eine Furie auf sie zu. — Was hat sie hier zu suchen? fragte sie jäh! Gewiß hat sie wollen stehlen! Hier liegen ja 10 Rthlr. in Sechser auf dem Tische! — Das jüdische Dienstmädchen erschrak, ward natürlich auch sehr heftig, vertheidigte sich und —

(Der Beschluß folgt.)

---

H. vrb. Germ 1550

